

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 10

Artikel: Der Brief aus Australien
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER BRIEF AUS AUSTRALIEN

Auf der Heimkehr von einem Weidgang klopfte der Wohrtanner Urech Leu seinem Nachbarn vom Heiletsboden auf die Achsel: «Du Hannes, heut' will ich dir einmal erzählen, wie mein Bruder Heiri vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Eins musst du zum voraus wissen: der Heier hat daheim einfach nicht gutgetan. Das heisst nicht etwa, er sei ein fauler Hund gewesen; o nein, beim Bauernschaffen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. Nur an den Webstuhl unten im Webkeller wollte er um des Teufels willen nicht heran. Den Webkeller nannte er ‚die kleine Höll‘ und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angestellt, noch nicht verdient haben.

Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen ist, hat gesagt: ‚Da hindurch geht's, Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffen willst, dann stell' ich dich vor's Haus.‘

Der Heier hat bereits die Türfalle in der Hand und ruft nun durchs offene Fenster hinein: ‚So, draussen wäre ich, wenn's nur an dem fehlt, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch gern, ob ich denn mit meinen dreiundzwanzig Jahren nicht wenigstens einen Zehrpfennig mit auf den Weg verdient habe.‘

Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: ‚Und die Strasse Bub?‘

Der Heier ist nicht sogleich beschlagen: ‚Ha — Sonne oder Mond? — zuerst will ich einmal tippeln, hundert Stunden weit — zweihundert, dreihundert! Halt bis mir irgendwo eine Ortschaft recht ist. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu.‘

‚Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum Verschleissen‘, sagt der Vater. ‚Du musst dir ein Ziel vorstecken, ein richtiges Ziel, und auf das musst du zuhalten, immer gerade aus.‘

‚Dann reise ich nach Australien‘, erwiderte der Heier kurz und gut. ‚Das ist mir nun just so ins

Kopfhäuschen gerutscht. Australien ist auch auf der Welt. Bloss nach Amerika gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laff reisen.‘

‚So etwas lass' ich gelten‘, sagt der Vater. ‚Ich geb' dir fünfhundert Franken in die Hand. Wenn du dein Sparheft dazu legst, so kannst du's machen. Aber eine Bedingung: ich will einen Brief von dir aus Australien bekommen. Weisst du, einen richtigen Brief! Soll mir dann nachher von Berg und Boden, sonnen- und schattenhalb — soll mir ein einziger Mensch kommen und sagen, er habe, wie ich, einen Brief aus Australien erhalten!‘

Der Heier beteuerte seinen guten Willen fast mit einem Schwur. ‚Den Brief bekommst du! Wenn ihn der Briefträger Schoch von Fischental bis in drei Jahren nicht bringt, dann ist das Schiff untergegangen!‘

So haben die zwei den Vertrag durchs offene Fenster abgeschlossen, und am zweitnächsten Morgen ist der Heier schon früh gestiefelt und gestrahlt mit seinem Bündel unter der Haustüre gestanden. Viele Worte hat er beim Abschiednehmen nicht verloren. ‚Wenn einer einmal Australien im Kopf hat, dann leidet die Sach' keinen Aufschub‘, hat er gesagt. Am oberen und unteren Kirschgarten ist er vorbeigewalzt, wo man schon mit dem Heuen anfang. In der Bärenrüti, am Steintobel hinschreitend, hat er weder nach links noch nach rechts geschielt. Auch vom Berge selber hat er nicht ein einziges Mal mit Stillstehen und Augenausputzen Abschied genommen. ‚Denn kann ich mir dann wieder angucken, wenn ich einmal von Australien zu Besuch heimkomme‘, hat er vor sich hingebrommelt.

Beim Höfli zur Haberen steht die Witfrau des beim Holzen verunglückten Sali Gutknecht auf dem Stiegentritt, ihr einjähriges Bublein auf dem Arm und ruft ihn leutselig an: ‚Wo 'naus denn, Heiri, wo 'naus?‘

Nun, Bescheid muss man doch geben, wenn man in Anstand gefragt wird. Dazu ist die Witfrau Vrene gar nicht übel beieinander gewesen und kaum ein Jahr älter als er. Ist er also stillgestanden und hat sie mit schiefgedrehtem Kopf ein bisschen ins Auge genommen.

‚Ich geh denn also! Den Berg könnt ihr behalten.‘

‚Das Wohin darf man scheint's nicht erfahren‘, kommt es von der Stiege zurück. ‚Läufst du etwa bloss der Nase nach ins Blaue hinein?‘



Der kleine Zeitungsverkäufer

Photo R. Gautschi

„Nach Australien geht's, wenn dich jemand fragen sollte.“

„Ist das weit?“

„Du bist so lang wie ich in die Schule gegangen.“

Nach einer kurzen Pause fährt sie mit Fragen fort, aber in einem ganz anderen Ton, viel behutsamer. „Jetzt möchte ich nur noch aus dem einzigen Wunder kommen, ob heut' der letzte ist, wenn einer nach Australien reisen will.“

„Es fährt nicht bloss ein Schiff auf dem Meer“, gibt der Heier überlegen zurück, fast etwas grossartig.

Die Vrene ist nun wieder ziemlich beherzt. „Dann könntest du aber vorher noch ein gutes Werk tun! Du könntest mir die Tobelwiese abmähen, es ist mir fast zu steil. Das andere bring ich dann schon fertig.“

„Also. Macht man das.“

Der Heier legt sein Bündel in den Schopf, dengelt eine Sense und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiss an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Bergstube; er dengelt wieder. Vrene und die nicht ganz kluge Schwester ihres Mannes zetteln und wenden das Gras. Auf dann nachher zu mir in die Stube kommen, damit es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie sollten wir das Heu morgen eintragen ich und die Gritte?“

„Was kostet eigentlich das Schiff, wenn einer nach Australien fahren will“, fragt Vreni nach dem Abendessen. Ueber diese Frage hat ihm leider noch niemand genauen Bescheid geben können; aber er möchte sich doch nicht gerne unwissend stellen. „Das wird halt natürlich zu allererst auf den Wind ankommen. Aber man hat mir in Schönau auf der Sparkasse gesagt, als ich mein Geld holte, es werde schon um die siebenhundert Steine herumrumpeln.“

Sie schlägt die Hände zusammen. „Ein Sündengeld! Mit so viel wäre mir für alle Zeiten geholfen. Ich darf mich ja, was die Schulden angeht, jeden Abend getrost ins Bett legen, aber bares Geld kommt einem nicht ins Haus geregnet. Das Waisenamt plagt mich nämlich; ich soll der Gritte, meines Mannes Schwester, siebenhundert Franken in die Kasse tun, halt weil sie nicht ganz gescheit ist. Nun — bis Jakobi habe ich noch Zeit, bis dahin wird sich vielleicht Rat finden lassen.“

Der Heier ist im stillen davon überzeugt, dass der Rat schon halb und halb gefunden sei. Auf seinem Lager in der Dachkammer fällt ihm ein,

dass schon viele Auswanderer den Schiffslohn mit Kohlenschaukeln verdient hätten. Er betrifft sich nachher unversehens auch noch über einer anderen Erwägung, ohne jedoch aus dem etwas verworrenen Gespinnst einen rechten Faden herausbringen zu können. „Jetzt denkt sie unten im Bett vielleicht an das gleiche wie ich“, geht es ihm vor dem Einnicken durch den Kopf.

Am Morgen früh mit dem Tag mäht er wieder. Als die Vrene um sechs zu Tische ruft, steht auf der Tobelwiese kein Halm mehr.

Ob er nicht noch einen Tag, einen allerletzten Tag bleiben würde? fragte und bittet die Vrene, während sie ihm den duftenden Eierkuchen neben das Kaffeetöpfchen hinstellt.

„Was ich abgemäht habe, das trage ich auch noch ein“, sagte er, ohne aufzusehen. Er hat seine Augen vorhin, als sie Milch und Brot auftrug, verstohlen an ihr auf und ab spazieren lassen und weiss in Gedanken noch ganz gut um ihr Wesen Bescheid.

Das Wetter lässt sich herrlich an, man kann gleich nach dem Mittagessen mit Eintragen des Gestrigen anfangen. „Du machst so verrückte Bürden“, meint Vrene, als sie ihm wieder einmal beim Binden zusieht.

„In Australien kann ich kein Heu eintragen“, erwidert er nach einigem Besinnen. „Da muss ich doch mit meiner Kraft vorher noch einmal so recht den Grossen machen — wenn du es auch noch siehst.“

Sie lächelt, es ist ein etwas geheimnistuerisches Lächeln, das er gleichwohl zur Hälfte versteht. Die vier Augen schliessen über die duftende Heubürde hinweg den ersten, knappen Bund.

Nun steht er schon mit der schweren Last auf den Beinen und wirft sie mit einem gewaltigen Ruck auf dem Nacken zurecht. Sie streift flink die herabhängenden losen Halme ab; da kommen unter dem Heuversteck hervor ein paar sehr gewichtige Worte:

„Australien liegt weit. Morgen ist mein letzter Tag hier — es wäre denn, du sagst, ich solle dableiben. Halt nicht bloss als Knecht, du weisst schon, wie ich es meine.“

Sie braucht wirklich nicht lange nachzugrübeln. „Willst du nicht zuerst die Bürde hinauftun und dann nachher zu mir in die Stube kommen, damit man über diese Sache reden kann?“

„Nein, jetzt will ich es wissen — da unter Gottes Heu — in dieser Minute!“

Er dauert sie wahrhaftig unter seiner Last, sie darf ihn nicht lange hinhalten. „O du! — Ich habe

dich ja schon gern gesehen, als der Sali selig noch das Leben hatte. Ist vielleicht stark Sünde gewesen. Aber du hättest es — im anderen Fall — sicherlich nie zu wissen bekommen.'

Da wirft er die Bürde kurzerhand ab und nimmt die Vreni in die Arme. Das geht so schnell, dass sie ihm nicht hätte aus dem Weg gehen können, auch wenn es ihr daran gelegen gewesen wäre. Es schickt sich freilich nur für einen Augenblick. 'Eh du Junggesell' — du bist noch nicht in Australien!'

Mit dem Einschlafen hapert es diese Nacht, obwohl es ihm am Müdsein nicht fehlt. Immer wieder redet er sich ein, er hätte ganz bestimmt mit seiner Meisterin wegen der Einteilung der Arbeit für den folgenden Tag noch einiges besprechen sollen. Es dauert nicht allzu lange, bis er sich halbwegs anzieht und barfuss die zwei Stiegen hinuntergeht. Bei der unteren knarren die Tritte recht unverschämt, als müssten sie einen Dieb verraten. Er muss immer wieder stillstehen und sich auf den Rückzug besinnen.

Endlich steht er doch in der stockdunklen Stube. Die Wanduhr tickt hart, sie ist in diesem Augenblick sein böses Gewissen:

„Tick — tack — Lumpenpack!

Hick — pink — schäm — dich — Fink!'

Zweimal hat er die Knöchel gespitzt, um an der Nebenkammertür zu pochen — erst das dritte Mal gibt es einen leisen Ton, von dem er doch wie ein Verbrecher zusammenfährt.

Stille im Haus, keine Maus regt sich.

Soll er nochmals pochen? — Nein. Jetzt wäre er selber erschrocken, wenn ein Laut aus der Kammer gekommen wäre. Er drückt sich sachte hinaus, die Tür hat er vorsorglich offen gelassen. Fast eine halbe Stunde lässt er sich Zeit, Stufe um Stufe in seinem Verschlag hinaufzusteigen. Jetzt kann er schlafen wie einer, der ein gutes Werk vollbracht hat. —

Die Vrene fragt am andern Tage, während sie ihrem Mäder auf der Sonnenwiese einen Trunk Apfelsaft einschenkt: 'Du, Heinrich — bist du nicht in der Nacht einmal in der Stube gewesen? ...'

Er muss sich verlegen abwenden. 'Ich hab halt immer gedacht — du sorgst dich jetzt wieder bis zum hellichten Morgen wegen dem Geld. Da wollt ich dir nur schnell sagen, dass du die siebenhundert Franken von mir haben könntest.'

'Ich habe dir das zugetraut, Heinrich', gibt sie zurück. 'Denn ich weiss, dass du ein guter bist.

Wenn wir jetzt nicht auf der Wiese wären, wollte ich dir jetzt einen Kuss geben. Du bekommst ihn aber vielleicht später doch, es wird sich schon einmal schicken. Ich will es dir jetzt nur bekennen: ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend das Büblein ein wenig zu mir ins Bett genommen; da ist es mir eingeschlafen. Ich habe es nicht übers Herz gebracht, das Kind zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht schwer übel?'

'Wenn ich dir das übel näme, dann würdest du mich besser nach Australien weiterschicken', sagte er aufrichtig.

Das hat sie gern gehört. Ganz unvermittelt nimmt nun die von ihr vorhin angetönte Kussfrage bereits feste Formen an. —'

*

Fünf oder sechs Tage haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewusst, dass der Heier nur bis zur Haberen hinabgekommen war. Eines Abends beim Nachtessen hat die Mutter sich seinetwegen besonders schwer gehärmt. 'Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem grossen Weltmeer! — Ich habe eine Ahnung, dass ihm das Heimweh fast den Tod gibt... Oh — wenn er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!'

Da bringt der Briefträger Schoch von Fischental den Brief aus Australien. Ich habe die Schrift gleich erkannt. Der Brief war nur auf ein ausgerissenes Schulheft geschrieben. Der Vater hat ihn uns beim Lampenlicht etwas stockend vorgelesen:

„Liebe Eltern und Geschwister!

Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt. Die Gegend gefällt mir gut, und ich denke zu bleiben. Wenn ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborene Mäder, auf der Haberen, Post Fischental. Nur damit der versprochene Brief nicht vergessen bleibt!

Euer geliebter Sohn und Bruder Heinrich.'

Der Vater ist gleich am andern Tag hingegangen und hat dem Nichtsnutz die fünfhundert Franken wieder abnehmen wollen; aber die sind in einem anderen Säcklein gewesen. Zu mir hat der Heier, als er nach dem Heuet zum erstmal

mit seiner hübschen Braut Vrene heim auf Besuch kam, hinterm Haus gesagt: „Du Urech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest schon morgen dorthin abdampfen. Ich behaupte steif: es gibt keine zweite Welt, die es mit der unsrigen aufnehmen kann. Ich freue mich nur auf die vielen, vielen Jahre, die noch vor mir sind und von denen immer eines schöner als das andere sein wird...“»

A. Fricker

DER GRÜNE REGENMANTEL

Der grüne Regenmantel sass Elvira wie angemessen; zu ihrem rötlichen Haar konnte sie keine günstigere Farbe finden, und trotzdem: der Mantel passte nicht zu ihr. Ganz unbestritten: der Mantel hatte es in sich, aber nur ein ganz bestimmter Frauentypus konnte ihn tragen, und Elvira mit ihrem zierlichen Stumpfnäschen und den fröhlichen grauen Augen war dieser Typus nicht.

«Bist du fertig, meine Liebe?» rief Tante Ludmilla vom unteren Stock herauf.

«Wenn du dich beeilst, kommt mein Brief noch zum Vieruhrzug.» Der Regen hatte aufgehört, aber ein heftiger Wind fegte durch die Landschaft. Elvira stellte den Mantelkragen hoch und ging beschwingt ihres Weges. Sie genoss die herrliche Landschaft in vollen Zügen. Erstaunlich, wie gut sie sich in diesen wenigen Tagen schon erholt hatte. Es war die Idee ihrer Mutter gewesen, an Tante Ludmilla zu schreiben, um Elvira diesen Landaufenthalt zu ermöglichen. Und als Elvira einige Tage später schmal und blass auf dem Perron des kleinen Bahnhofes stand, kam die pompöse Gestalt Tante Ludmillas auf sie zugesegelt und schloss sie mit aufrichtigem Mitgefühl in die Arme. Besorgt wickelte sie im Auto eine Decke um Elviras Füße und zeigte sich nett und fürsorglich.

«Du kannst Gretas Zimmer haben, bis sie zurückkommt; es ist ein sehr schönes Zimmer», erklärte sie der Nichte.

Und das Zimmer war schön. Elvira fand es einer Prinzessin würdig. Noch jetzt, nachdem sie schon eine ganze Woche darin gewohnt hatte, genoss sie es jedesmal von neuem, aus den Slippers zu schlüpfen, die Füße geniesserisch in den weichen Teppichen zu vergraben und sich in dem grossen venezianischen Spiegel zu betrachten.

*

Elvira hatte den Brief aufgegeben und befand sich auf dem Rückweg, als es wieder zu regnen begann. Sie zog die Kapuze über den Kopf und beschloss, die Abkürzung durch den Wald zu nehmen. Der Boden war nass und glitschig, die Schuhe versanken im aufgeweichten Erdreich, der Wind heulte — alles war sehr ungemütlich und beinahe ein wenig unheimlich. Es dauerte denn auch nicht lange, und Elvira hörte hinter sich eine Männerstimme ihr etwas zuzurufen. Entsetzt versuchte sie rascher auszuschreiten, doch der glitschige Grund liess es nicht zu. Die Stimme des Mannes kam näher und näher, und plötzlich fühlte Elvira eine Hand auf ihrer Schulter. Eben als sie den Mund öffnen wollte, um zu schreien, bemerkte sie, dass der Fremde lachte. Aber dieses Lachen währte nur einen Augenblick, ein Ausdruck höchster Verblüffung löste es ab.

«Lieber Himmel!» rief der Fremde aus. «Entschuldigen Sie vielmals. Ich verwechselte sie. Sie haben dieselben Haare und denselben Regenmantel wie eine meiner Bekannten.»

«Wer ist diese Bekannte?» fragte Elvira, die sich nur langsam von ihrem Schrecken erholte.

«Fräulein Hiller.»

Elvira atmete auf. «Greta Hiller ist meine Cousine. Der Mantel gehört ihr.»

Sie lächelten sich durch Wind und Regen zu. Er war ein hochgewachsener Mann mit lachenden braunen Augen, und es schien Elvira plötzlich, als ob der Raum um sie herum von süssen und weichen Düften erfüllt wäre.

Der junge Mann war ein Nachbar und hiess Marcel Preiss. Während sie mit vorgebeugten Köpfen vorwärtsschritten, erzählte Elvira von sich und was sie hergeführt hatte. Marcel erkundigte sich nach Greta, und in seiner Stimme schien mehr als nur blosses Interesse zu liegen. Würdevoll stand Tante Ludmilla unter der geöffneten Tür, als die beiden ankamen. Warmes Licht schimmerte aus dem Innern des Hauses.

«Ich sorgte mich um dich, meine Liebe», rief sie ihrer Nichte entgegen. «Hoffentlich hast du dich nicht von neuem erkältet. Greta ist noch